

Zeitschrift: Jahrheft / Zürcher Unterländer Museumsverein
Herausgeber: Zürcher Unterländer Museumsverein
Band: 11 (1954-1955)

Artikel: Sagen aus dem Zürcher Unterland
Autor: Hedinger, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sagen aus dem Zürcher Unterland

Zusammenfassung

von

Heinrich Hedinger

Vorwort

Neben verschiedenen schweizerischen und kantonalen Sagensammlungen gibt es auch solche aus einzelnen Teilen des Zürichbietes, z. B. eine 1940 erschienene Publikation von Lehrer K. W. Glaettli über die Sagen aus dem Oberland, eine 1942 herausgekommene Broschüre von Sekundarlehrer K. Klenk über diejenigen des Limmattales und im «Jahrbuch vom Zürichsee, 1951/52» eine von Bundesrichter Dr. P. Corrodi verfasste Sammlung aus jener Gegend. Als weiterer lokaler Beitrag folgt hier eine Zusammenstellung der Sagen des Unterlandes, d. h. der Bezirke Bülach und Dielsdorf, von denen einige schon vor Jahrzehnten da und dort oder letzthin in der Lokalpresse veröffentlicht worden sind.

Dabei handelt es sich nicht um Anekdoten, vereinzelte Hinweise oder chronikalische Tatsachenberichte, sondern meistens nur um ältere Sagen, die einst lediglich durch das Hörensagen überliefert wurden. Sie waren früher an den langen Winterabenden ein wichtiger Unterhaltungsstoff, der bei den Zuhörern die Phantasie mächtig anregte oder gar überreizte und ihnen schon von klein auf das Gruseln beibrachte. Ihre höhere Bedeutung bestand aber darin, dass sie den ganzen Volksgeist wesentlich beeinflussten. Heute ist von dieser Tradition nur noch ein kleiner Rest vorhanden, und den durch eine besondere Publikation festzuhalten, erschien dem Verfasser auch als eine Angelegenheit des Heimatschutzes.

Wenn in diesen Sagen der Aberglaube eine grosse Rolle spielt, so kommt das hauptsächlich davon her, weil es ehemals noch keine allgemeine Schulbildung gab und die heutigen naturwissenschaftlichen Grundbegriffe beinahe unbekannt waren. Im Mittelalter wusste man ja z. B. noch fast nichts vom sich selbst entzündenden Sumpfgas, vom elektrischen Elmsfeuer oder von der Phosphoreszenz, d. h. vom Eigenlicht verschiedener Lebewesen und Gegenstände. Ueber den Aberglauben sei im allgemeinen noch bemerkt, dass er durch diese Schrift nicht etwa verherrlicht werden soll. Er ist auch gar

keine typische Eigenart der Unterländer, sondern kam anderswo viel ausgeprägter vor und ist heute sogar in der Stadt noch nicht ganz ausgestorben.

Die vorliegenden 40 Sagen werden absichtlich sehr einfach erzählt und folgen in alphabetischer Weise nach den Orten, wo sie sich einst abspielten. Als wichtigste gedruckte Unterlagen seien genannt:

E. L. Rochholz: Schweizersagen aus dem Aargau, I. Band, Aarau, 1856;
H. Herzog: Schweizersagen, I. Band, 2. Auflage, Aarau, 1887;
M. Lienert: Zürchersagen, Zürich, 1919;
E. Stauber: Aberglauben und Sagen im Kanton Zürich, Zürich, 1928;
G. Binder: Aus dem Volksleben des Unterlandes, Basel, 1925;
E. Bolleter: Geschichte von Bachs, Zürich, 1921 und
H. Lienhard: Volksleben im Wehntal (Sammlung von Sagen und Redensarten aus ca. 1890 im Ortsmuseum Oberweningen, Heft von 21 Blättern mit eingeklebten Artikeln aus der Zeitschrift «Fürs Heim» von 1922, teilweiser Nachdruck in A. Bopps «Zürcherchronik» von 1925. — Einzelne Angaben von Fachleuten seien auch hier angelegentlich verdankt.

Bei den Belegstellen sind zur Abkürzung nur die obgenannten Verfasser-namen angeführt. Sonstige Druckschriften werden bei den Erklärungen erwähnt, die samt den Quellenangaben eingeklammert sind und stets in einem zweiten Abschnitt folgen. Die ersteren befassen sich nur mit den Hauptsachen, denn es gibt Sagen, bei denen fast jeder Satz einen verborgenen Sinn enthält. Die letzteren sind angeordnet nach dem Jahr ihres Erscheinens. Was der Schreiber selbst von alten, hier absichtlich ungenannten Leuten erfahren konnte, wird als persönliche Mitteilung erwähnt. Sollte man sich darüber wundern, dass er, nachdem er bisher bei seinen Publikationen meist auf dem sicheren Boden aktenmässig erwiesener Wahrheiten geblieben ist, sich nun zur Abwechslung einmal mit solchen abergläubischen Berichten abgibt, so bemerkt er dazu, dass viele eben mit den von ihm betriebenen ortsgeschichtlichen Nachforschungen zusammenhängen und gewissermassen deren Nebenprodukte sind. In bezug auf die vorliegende Schrift befindet er sich übrigens samt den schon erwähnten Verfassern in wissenschaftlich ausgezeichnete Gesellschaft, hat doch sogar ein zürcherischer Staatsarchivar eine Sammlung von Volkssagen herausgegeben, nämlich der berühmte Gerold Meyer von Knonau Anno 1853. Leider enthält sie fast nichts aus dem Unterland. Ohne Ergebnis war auch ein Aufruf zur Sagenmeldung in unserm 10. Jahrheft; aber der Schreiber hofft weiterhin auf entsprechende Mitteilungen, die vielleicht im Zusammenhang mit dieser Sammlung erfolgen und in einem spätern Heft veröffentlicht werden.

Der Möttelischatz

Vor etwa hundert Jahren war einmal eine Bauernfamilie damit beschäftigt, in einem Acker beim Weiler Altburg in der Gemeinde Regensdorf mit Sicheln das reife Korn zu schneiden und in Garben zu binden. Es ging schon gegen den Abend, als am Himmel schwere Gewitterwolken aufstiegen, weshalb die Leute ihre Arbeit noch rasch beenden wollten. Das letzte Glas Most wurde ausgetrunken, und dann begaben sich alle wieder an ihre Plätze. Langsam brach die Dämmerung herein. Vom nahen Katzensee her verbreitete sich ein feiner Nebeldunst; die Sonne ging hinter dem Altberg unter und überliess die Beleuchtung dem aufsteigenden Mond, in dessen fahlem Schein die Ruine der alten Freiherrenburg gespenstisch aus der dunkeln Umgebung der Wälder emporragte. Von Regensdorf herüber erklangen die friedlichen Töne des Betzeitglöckleins; aber immer noch wurde nicht Feierabend gemacht. Plötzlich schrie die am Ende der Reihe arbeitende Magd kreischend auf. Alle rannten herbei und befragten sie nach der Ursache ihrer Angst, worauf sie erklärt haben soll, sie hätte am Waldrand drüben eine weisse Gestalt gesehen, die sich hin und her bewegt und in einem fort «däi niid, däi niid! (dort nicht!)» gerufen habe, jetzt aber wieder verschwunden sei. Der Bauer versuchte sie zu beruhigen und sagte, vielleicht habe der zwischen den Wolken hervorscheinende Mond vorübergehend ein paar Baumstämme grell beleuchtet, und die Rufe seien wohl diejenigen eines Käuzchens. Der Grossvater aber meinte, das könnte doch der Geist des alten Mötteli gewesen sein, von dem er schon allerlei gehört habe. Dieser Mötteli sei der letzte hiesige Burgherr gewesen, habe aber wegen Händeln mit den Zürchern seinen Sitz verlassen müssen und dann noch rasch eine grosse Menge von Münzen und anderen Wertsachen im Boden versorgt. Nun gehe sein Geist immer noch um und verscheuche die Leute, die an jener Stelle seinen Schatz wieder ausgraben möchten oder auch nur in die Nähe kommen.

(Nach persönlicher Mitteilung aus 1928. — Vor etwa 1870 verwendete man bei der Getreideernte allgemein noch die Sicheln. Sensen kamen bei dieser Arbeit nur langsam auf, weil viele Bauern es als unpassend erachteten, die wertvollste Gabe Gottes einfach nur so wie Gras abzuschneiden. Die Korn-ernte wurde in Notfällen wirklich oft bis zur Dämmerung fortgesetzt, da und dort sogar bei Mondschein oder Laternenbeleuchtung bis in die Nacht

hinein. So gibt es denn auch Berichte, wonach übereifrige oder geizige Bauern durch Geister von solcher Nachtarbeit vertrieben wurden, was vielleicht ebenfalls zum Sinn dieser Sage gehört. — Die erwähnte Burg ist der Stammsitz der Freiherren von Regensberg. Sie wurde ums Jahr 1000 herum erbaut und bis etwa 1245 von fünf namhaften Vertretern dieses Adelsgeschlechtes bewohnt. Dann teilte es sich in eine jüngere, nun im Schloss und Städtchen Neu-Regensberg an der Lägern residierende Linie und in eine ältere, die weiterhin hier in der Burg Alt-Regensberg verblieb. Da hauste z. B. jener gewalttätige Lütold VI., der zusammen mit seinem Bruder Ulrich I. Anno 1267 gegen den Grafen Rudolf von Habsburg und die Zürcher einen Krieg führte, in dem die Freiherren aber besiegt wurden. Im Zusammenhang mit dieser Regensbergerfehde entstanden dann jene bekannten Kriegslistsagen von den 35 verborgenen Zerstörern der Baldern, den 12 Schimmelreitern bei der Uetliburg und den in Fässern versteckten Eroberern des Städtchens Glanzenberg. Sie spielten sich aber ausserhalb des Unterlandes ab, weshalb hier auf ausführlichere Darstellungen verzichtet wird. Solche sind ja schon in den Schulbüchern enthalten. — Ueber den alten Mötteli sei kurz das Folgende berichtet: Nach dem Aussterben des Freiherrengeschlechtes kam dessen Burg an die Edeln von Landenberg-Greifensee, an den Zürcher Johannes Schwend und 1458 an den international bekannten Grosskaufmann Rudolf Mötteli aus Ravensburg, der sich nun in Zürich einbürgerte. Er war so unermesslich reich, dass man ihn den «Rothschild des 15. Jahrhunderts» genannt hat und dass man noch bis in die Neuzeit hinein im ganzen Tal von einem verschwenderischen Mitbürger sagte, er vergeude sein Geld, als hätte er Möttelis Gut. Hier in der reizenden Katzenseelandschaft wollte er sich für das Alter eine Ruhestätte einrichten und renovierte die 1443 von den Eidgenossen im Zürichkrieg zerstörte Burg mit grossen Kosten. Wegen allerlei Händeln verzichtete er aber 1463 auf das Bürgerrecht in Zürich und nahm dasjenige von Luzern an. Als er deshalb sein Schloss veräussern wollte, machte Zürich ein altes Vorkaufsrecht geltend, worüber es zu einem langen Prozess kam, der schliesslich zum Nachteil Möttelis entschieden wurde. Er musste die Burg weit unter dem Wert an die Stadt abtreten und verliess sie zornig und wohl etwas übereilig, wobei es durchaus möglich gewesen wäre, dass er hier noch einen Teil seines Vermögens vergraben hätte, um diese Schätze in späteren, besseren Zeiten wieder hervorzuholen. Die Stadt errichtete 1469 im Furttal die Obervogtei Regensdorf oder Alt-Regensberg, deren Gebieter aber in Zürich und nicht im hiesigen Schloss wohnte. Dieses wurde bald dem Zerfall überlassen und als bequemer Steinbruch benützt. — Möttelis Schreckruf ist auch sprachgeschichtlich interessant, denn die in der Sage genau überlieferte Form «däi niid» hat sich hier nicht erhalten, so dass man heute in Regensdorf «deet nüüd» sagt. — Nach Lienhard, Blatt 13 und Rochholz, Seite 163 sollen auch in der Schrennen bei Buchs und in der

Steinbodenmatt ob Wettingen Möttelischlösser gestanden haben, von denen die Besitzer in stürmischen Nächten jeweils mit vier Schimmeln ausgerückt seien, was an die wilde Jagd des germanischen Göttervaters Wodan erinnert und andeutet, wie gewisse Züge sich mit solchen aus andern Sagen vermischt haben.)

Vom Bachser «Chindlibuck»

Auch hier war es vor Zeiten nicht ganz geheuer. Wahrscheinlich hatten auf dieser Anhöhe im Dorfe Bachs schon die germanischen Alemannen ihre Götterdienste abgehalten. Als dann nach dem Jahre 600 bei uns das Christentum verbreitet wurde, zeigte es sich, dass bei vielen Bekehrten immer wieder Rückfälle in den heidnischen Glauben auftraten, die sich besonders im Besuch der ehemaligen Kultstätten äusserten. Nach manchen Belehrungen und Verboten gingen die ersten Missionsprediger schliesslich dazu über, solche Oertlichkeiten zu verbannen, als unheimlich zu erklären und zu verfluchen. So entstanden da und dort im Zürichbiet Flurnamen wie Geisterholz, Verfluchter Platz, Hexenbuck oder Teufelskirche. Offenbar erfolgte eine solche Verwünschung auch hier in Bachs. Damit niemand mehr diese Anhöhe aufsuche, hiess es schon früh, es erscheine daselbst nachts ein feuriges Auge oder ein blaues Licht, und aus dem Boden krieche gelegentlich ein grauenhaftes Ungeheuer hervor. Mit der Zeit müssen sich die Auffassungen aber geändert haben, denn im Mittelalter erbaute man an dieser Stelle eine dem heiligen Ulrich geweihte Kapelle als Filiale der alten Mutterkirche von Steinmaur, und noch später sagte man neugierigen Kindern, wenn eine Bachserfamilie «Jugend bekam», die Hebamme habe diese im «Chindlibuck» oben geholt, woher eben sein Name kam.

(Nach Bolleter, Seite 110 und Binder, Seite 128. — Aehnliche Angaben über die Herkunft neuer Erdenbürger sind noch in vielen anderen Orten bekannt. Im Wehntal war ehemals die Redensart verbreitet, man habe sie im Wachthäuschen auf der Lägern bezogen, und ein grosser erratischer Block am Altberg heisst heute noch «Chindlistäi». — Der Hinweis auf den Storch kam bei uns erst im 19. Jahrhundert auf und war von Deutschland aus verbreitet worden.)

Die Erdmännchen im Bachsertal

Ja, das waren gute alte Zeiten, als im «Erdmännliloch» bei der Hochfluh am Sanzenberg oben noch wohltätige Heinzelmännchen hausten! Von diesen erzählten die Alten, sie hätten den Leuten gar manche am Abend

noch unvollendete Arbeit während der Nacht fertig gemacht, also z. B. gemäht, gepflügt, Korn geschnitten oder Vieh geputzt. Ihrer ganz besonderen Hilfe soll sich der Talmüller erfreut haben, ohne sich aber dafür dankbar zu erweisen. Im Gegenteil soll er sie oft verspottet und ihnen einmal einen argen Streich gespielt haben, indem er ums Haus herum Mehl gestreut habe, um die Spuren ihrer Füße zu entdecken. Noch in dieser Nacht aber seien die darüber verärgerten Kobolde aus der Gegend weggezogen, wie einst die Zwerge aus dem Haslital. — Ueber diese hilfreichen «Lampohren», wie die Erdmännchen wegen ihren grossen Ohren auch etwa genannt wurden, berichtet eine andere Sage, sie hätten vom Talmüller gelegentlich ein Säcklein Mehl erhalten und daraus für sich und arme Leute Kuchen gebacken. Das habe der Geizhals ihnen aber abgewöhnen wollen und deshalb eines Tages das Mehl mit viel Gips vermischt, welche Spende die erzürnten Zwerge sogleich in den Mühlebach geworfen hätten. Als man darin am anderen Morgen das Vieh getränkt habe, sei es zugrunde gegangen. Der ehemals sehr reiche Müller sei verarmt, habe die Erdmännchen mit seinem letzten Sack Mehl wieder versöhnen wollen, sie aber nicht mehr gefunden und sei bei ihrer Höhle zu Tode gestürzt.

(Nach persönlichen Mitteilungen, den Naturmythen von Rochholz aus 1862, Seite 106, Bolleter, S. 230 und Aufsätzen von Bundesrichter Dr. P. Corrodi im «Tages-Anzeiger» vom 28. Oktober 1955 und im «Zürichbieter» vom 5. November 1955, Nr. 260. Dieser hochgeachtete Magistrat, Jurist und Geschichtsfreund hatte schon seit längerer Zeit viel Material über zürcherische Sagen gesammelt und allerlei davon auch in der Lokalpresse publiziert, was man hier wiederholt bemerken wird. Trotzdem überliess er in wohlwollender, auch an dieser Stelle angelegentlich verdankter Weise die Herausgabe der Unterländersagen dem Schreibenden. — Die Herkunft der zwerghaften Erd-, Herd-, Heinzl-, Wichtel- oder Bergmännchen deutet das weiter hinten abgedruckte Gedicht über Adelbert von Waldhausen etwas an. Ihre Wohnstätte wurde noch nie wissenschaftlich genau untersucht. Man hat schon vermutet, sie sei bereits zur Steinzeit der sogenannten Höhlenbewohner, also vor rund 5000 Jahren, besiedelt gewesen. Damals gab es ja auch eine auffallend kleinwüchsige Menschenrasse, woran vielleicht die vielen Zwergsagen immer wieder erinnert haben. Bei verschiedenen Grabungen entdeckte man in diesem «Erdmännliloch» eine Kohlen-schicht, Tierknochen, Topfscherben, sehr alte Ofenkacheln und Mauerreste, weshalb angenommen wird, es hätten hier nach den erwähnten Steinzeitmenschen vielleicht fromme Einsiedler, vertriebene Wiedertäufer oder bei den sogenannten «Bettlerjagden» verfolgte Heimatlose gewohnt. Der Besuch dieser hochgelegenen Deckenschottergrotte ist nicht ganz ungefährlich, so dass ausdrücklich davon abgeraten wird. — Die angetönte Talmühle stand wirklich schon in ganz frühen Zeiten und wurde 1954 im Sinne

des Heimatschutzes prächtig renoviert. Bei der Haustüre erinnert ein vom Unterländer Künstler Hans Schaad an die Wand gemaltes Erdmännchen an diese Sagen.)

Von der Gründung des Stiftes Embrach

In den grossen Waldungen des Irchels hausten einst zwei Brüder und zwar als Einsiedler in einer primitiven Hütte. Sie waren so etwas wie Kain und Abel, denn der eine galt als gutmütig und der andere als böse. Eines Tages gerieten die beiden in Streit, in dessen Verlauf der jähzornige Waldmensch seinen Bruder totschrug. Darauf legte er ihn in die Hütte, zündete diese an und verbarg sich in der Nähe. Dann kamen aus den benachbarten Höfen hilfsbereite Bauern herbei, hatten aber nichts mehr zu tun, denn die Behausung war schon niedergebrannt. Unter den Trümmern aber entdeckten sie, oh Wunder, den unversehrten Leichnam des Erschlagenen, und die Legende meldet, als sein Bruder nun wie von ungefähr auch herbeigekommen sei, habe der Tote zu bluten begonnen. Daraufhin habe der Mörder seine Tat gestanden und sei nach der Kyburg abgeführt worden. Seinen frommen Bruder namens Embricus aber habe man in Embrach begraben, und seines Wunderzeichens wegen sei er vom Volke fast wie ein Heiliger verehrt worden. Ueber seinem Grabe soll bald eine Kapelle erstellt worden sein, zu der man von weit her Wallfahrten veranstaltet habe, und später sei an dieser Stelle ein Kloster erbaut worden.

(Nach J. R. Wyss: Volkssagen, II. Band, Bern, 1822, Seite 33 und Stauber, Seite 68. — Bei diesem vom Volk als Kloster bezeichneten Bau handelt es sich um das bekannte Chorherrenstift in der Nähe der Kirche, das bereits Anno 1044 urkundlich erwähnt und anlässlich der Reformation aufgehoben wurde. — Der Hinweis auf den blutenden Leichnam kommt in vielen anderen Sagen ebenfalls vor. Im Mittelalter bewertete man solche Erscheinungen geradezu als Gottesurteile.)

Die Heidenstube bei Glattfelden

Wer von Glattfelden auf den Laubberg spaziert und sich oben bei den Häusern nach Westen wendet, gelangt von dort aus in einer Viertelstunde zum sogenannten Paradiesgärtchen, einem idyllisch im Wald gelegenen Ruheplatz. In jener Gegend ist am steilen Schotterhang eine Höhle, von der es früher hiess, es haben darin heidnische Alemannen gehaust, die sich nicht hätten bekehren lassen. Eine ganze Haushaltung habe sich hierher geflüchtet, aber ein Kindlein nach dem andern sei die Wand hinunter

gefallen, und zuletzt habe das gleiche Schicksal auch die fast verhungerten Eltern heimgesucht, gewissermassen zur Strafe für ihre religiöse Widerspenstigkeit.

(Nach persönlicher Mitteilung und einer Angabe aus der «Bohnenromanze» im zweiten Teil von Gottfried Kellers Jugendroman «Der grüne Heinrich». Dort schildert der Dichter, der diese frühere Heidenstube zusammen mit seiner jungen Base Anna besucht hatte, was für Bewohner daselbst ums Jahr 1845 etwa bemerkt wurden. Die Stelle sei auszugsweise hierher gesetzt. «Wir schauten in die Höhe, wo der obere Teil des grauen Felsens im Sonnenschein glänzte und die seltsame Vertiefung erhellt war. Wie wir so hinschauten, sahen wir einen blauen, glänzenden Rauch aus der Heidenstube dringen und längs der Wand hinsteigen, und wie wir länger hinstarrten, sahen wir ein fremdartiges Weib, lang und hager, in der webenden Rauchwolke stehen. Eine ganze Reihe von Knaben und Mädchen, halb oder ganz nackt, sass unter dem Loche und hing die Beine über die Wand herunter. Alle Augen starrten nach uns, sie lächelten schmerzlich und streckten die Hände nach uns aus, wie wenn sie um etwas flehten. Es ward uns bange, wir standen eilig auf, Anna flüsterte, indem sie perlende Tränen vergoss: «O, die armen, armen Heidenleute! Wir wollen ihnen etwas opfern, damit sie unser Mitleid gewahr werden.» Sie zog eine Münze aus ihrem Beutelchen, ich ahmte ihr nach und wir legten unsere Spende auf einen Stein. Als wir im Dorfe anlangten, hiess es, man habe eine Bande Heimatloser in der Gegend gesehen und man würde dieselben nächster Tage aufsuchen, um sie über die Grenze zu bringen. Anna und ich konnten uns nun die Erscheinung erklären.»)

Die Hüntwanger Linde

Das Rafzerfeld wurde seit dem Schwabenkrieg und bis zur Franzosenzeit in aussergewöhnlicher Weise von Truppendurchzügen heimgesucht, weshalb es begreiflich ist, dass man sich dort jeweils ganz besonders nach einem beständigen Frieden sehnte. Auch als ein solcher immer wieder nicht erschien, gab man die Hoffnung nicht auf und sagte sich, einmal müsse er doch kommen. Schliesslich verdichtete sich diese Sehnsucht zu einem Orakel, d. h. einer Weissagung, nach welcher dann, wenn an einer gewissen Linde der Stamm so dick sei wie ein Maltersack, im Rafzerfeld die letzte Völkerschlacht geschlagen werde. Dabei würden die Krieger bis zu den Knöcheln im Blute waten und nur noch so viele übrig bleiben, als unter einer «Wanne» Platz hätten. Diese paar Soldaten würden dann ihre Waffen an den Lindenästen aufhängen, und nachher würde ein ewiger Friede geschlossen.

(Nach persönlichen Mitteilungen und Binder, Seite 128. — Als diesbezügliche Linde wird diejenige beim Dorfeingang von Hüntwangen bezeichnet, die vermutlich an der Stelle einer noch viel älteren steht. In der Nähe befindet sich die Wirtschaft zur «Linde». — Ein Maltersack fasste rund 220 kg. — Die «Wanne» ist ein geflochtenes, flaches Gerät von etwa 1 m Durchmesser, das man zum Aufschütten von Getreide und vielen anderen Arbeiten braucht.)

Das Goldene Tor bei Kloten

Etwa eine Viertelstunde nordwestlich der Kaserne und 200 Meter links der Strasse von Kloten nach Bülach befindet sich in der sogenannten Lachenwiese ein kleiner Weiher. Er ist mit allerlei Sumpfpflanzen geschmückt, und sein Grund besteht aus feinem Sand. In diesem bemerkt man häufig das Aufquellen von Wasseradern, wodurch sich kleine Sandvulkane bilden, die in einem fort entstehen und vergehen. Hier heisst es beim Goldenen Tor oder Goldenen Brunnen, mit welch letzterem Wort man ehemals eine Quelle bezeichnete. Woher kam dieser merkwürdige Flurname? Seine Erklärung ist in zwei sehr alten Sagen enthalten. Nach der einen sollen hier die reichen Edelleute von Kloten in einer argen Notzeit grosse Schätze und sogar ein goldenes Tor versenkt haben, und von diesem seien die empor-sprudelnden Goldflitterchen abgespült worden. In gewissen Nächten komme das Tor wieder zum Vorschein, werde aber nur von Fronfastenkindern gesehen. — Die andere berichtet, ein Knabe, der die Schafe hütete, habe sich einst am Rande dieses Weihers zur Ruhe niedergelegt. Da sei plötzlich eine schöne Jungfrau im Wasser aufgetaucht, habe ihn mit einem Goldring angelockt und schliesslich umschlungen und in die Tiefe gezogen. Weit unten habe der Knabe deutlich eine grosse Stadt mit einem goldenen Tor gesehen. Aus diesem sei eine andere Wasserjungfrau hervorgetreten, und die erstere habe, um sie zu begrüßen, rasch die Arme von ihrer Beute losgelassen. In diesem Augenblick sei der befreite Schafhirt wie ein Pfeil wieder emporgeschnellt und von einem Bauern aus dem Weiher gezogen worden, und diesem habe er nach dem Erwachen aus seiner Ohnmacht das alles erzählt.

(Nach Hs. Hch. Bluntschlis Memorabilia Tigurina aus 1742, Seite 551, dem Sagenbuch von C. Kohlrusch aus 1854, Seite 311, Herzog, Seite 215, Lienert, Seite 19, Stauber, Seite 64, der Sammlung von A. Büchli aus 1940, Seite 93 und einem Artikel von Regierungsrat Dr. P. Corrodi im «Wehnthaler» vom 14. April 1947, Nr. 43. — Die erwähnte Bezeichnung Lachenwiese stammt her vom lateinischen Wort lacus, d. h. See, womit angedeutet ist, dass dasselbst schon zur alemannischen Zeit ein Weiher war. Dieser ist ein typischer

Aufstoss des hier nicht sehr tief im Boden dahinströmenden Grundwassers. Die meisten der mit Sand vermischten Glimmerblättchen leuchten silbern, etliche aber auch gelblich, was den volkstümlichen Namen Katzensgold begründet hat. — Die obgenannten Edelleute von Kloten hatten ihre Burg vermutlich auf dem nahen Homberg, der sich östlich der Strasse nach Bülach erhebt. Die Tatsache, dass sie später in Zürich und anderswo hohe Ämter innehatten, gab wohl Anlass, ihre Ahnherren als sehr reich, ja sogar als Eigentümer eines goldenen Tores zu bezeichnen. Der Hinweis, es sei nur von sogenannten Fronfastenkindern gesehen worden, gehört zum alten Volksglauben; denn man sagte, Menschen, die in einer der vier Fronfastenzeiten vom März, Juni, September oder Dezember geboren worden seien, hätten übernatürliche Gaben. — Die schöne Jungfrau der zweiten Sage ist so etwas wie eine Nixe, d. h. ein Wassergeist, den die Alten halb als Menschen, halb als Fisch darstellten. Die Griechen hatten für diese niedere Naturgottheit den Namen Nympe, welcher der Nymphäa oder weissen Seerose geblieben ist, deren lange Stengel ja auch schon manchen unvorsichtigen Schwimmer umgarnt haben. — Die angetönte grosse Stadt ist im Zusammenhang mit der Meinung, es habe eine solche im Boden des nahen Aalbühls oder Schatzbuckes gestanden, wo man schon 1720 und seither wiederholt viele römische Gebäudereste und Altertümer entdeckte. Andere vermeintliche Städte werden weiter hinten noch erwähnt. — Diese zwei Sagen sind sehr lehrreich, weil man hier besonders deutlich feststellen kann, wie bei ihrer Entstehung Einzelheiten der Geologie, Geschichte, Botanik und des Aberglaubens mitgewirkt hatten. Dass diese naturhistorische Sehenswürdigkeit durch eine kantonale Verordnung geschützt und von den massgebenden Amtsstellen nicht in das Baugebiet des internationalen Flughafens einbezogen wurde, ist sehr erfreulich. Vom Goldenen Tor bei Kloten kann man nun bequem nach dem Goldenen Tor von San Francisco fliegen und zwar in nur 30 Stunden. Das hätte sich die alte Wasserjungfer auch nicht träumen lassen!)

Das Heidenweib an der Lägern

Im unteren Wehntal lebten zwei wackere Müllersleute zusammen mit ihrem braven Sohn Joseph oder Seppli. Als dieser einst in einem Lengnauer Wirtshaus bis zur Mitternacht getanzt hatte, bemerkte er auf einer Bank eine fremdartige, fein gekleidete Frau, mit der er kurzerhand noch einen fröhlichen Kehraus machte. Dann wollte er seine Tänzerin nach altem Burschenbrauch heimbegleiten. An der Tiefenwaag vorbei und durch Ehrendingen führte ihr Weg bergwärts nach der Lägern. An deren Fuss aber verabschiedete die schöne Frau den verdutzten Müllerseppli und soll ihm nach der Sage befohlen haben, um die Mittagszeit wieder hier zu sein, damit

er bei Tageslicht sehen könne, wo sie daheim sei. Als dieser nach dem Imbissessen zur Stelle gekommen sei, habe ihn seine Tänzerin erwartet, ihm einen Strauss Schlüsselblumen überreicht und erklärt, sie sei schon seit Jahrhunderten durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verbannt, weil sie einst einen Liebhaber, der den Eltern zu arm gewesen sei, nicht habe verlassen wollen. Weiter berichtete die sonderbare Frau, sie dürfe alle hundert Jahre einmal für drei Tage ins Freie, und wenn alsdann ein braver Jüngling mit Schlüsselblumen ihr in den Berg nachfolge, werde der Bann gebrochen und sie erlöst, und heute sei gerade der letzte Tag. Der Bursche sei ihr nun mutig nachgegangen bis zu einem grossen Felsentor, hinter dem es von Gold und Silber geglänzt habe. Plötzlich seien aber zwei feuer-speiende Drachen aus dem Innern hervorgekommen, und der erschrockene Seppli sei heimgerannt und nach drei Tagen am Herzweh gestorben. — Nach einer anderen Sage habe einst ein Bublein in der Nähe dieser Höhle einen am Wege liegenden Schlüsselblumenstrauss aufgelesen und heimgebracht. Dort seien alle Blüten über Nacht golden geworden. Nun hätten sich die Eltern und Nachbarn des sogenannten Heidenweibes an der Lägern erinnert und gedacht, dieser Schatz könne von ihm herkommen. Mit Säcken und Körben seien diese Goldsucher bergwärts gegangen, hätten aber das Felsentor gar nicht gefunden und seien nachher eine Zeitlang wie von Sinnen gewesen.

(Nach Rochholz, Seiten 257 und 258. — Die erste Sage spielte sich teilweise im benachbarten Kanton Aargau ab, aber das erwähnte und seither wohl zerfallene Felsentor könnte doch im Zürichbiet gestanden haben; denn auch bei uns vermuteten die Alten, es habe im Lägernberg wenn nicht gerade Gold und Silber, so doch Eisenerz, Kohle und Salz. Schon Anno 1760 liess man deswegen einen «Bergbaukundigen» des Klosters St. Blasien ins Unterland kommen, welcher Fachmann aber keine grossen Versprechungen machen konnte. Immerhin wurden bei Boppelsen rund 60 Zentner Bohnerz verwertet, und noch zwischen den Jahren 1826 und 1838 grub man bei Niederweningen etwas Braunkohle heraus. — Die dottergelbe Schlüsselblume war einst der Madonna geweiht, schmückte ihre Altäre und hiess darum in katholischen Gegenden «Madäneli». Hätte der Bursche nach damaliger Auffassung im festen Vertrauen auf die Macht der Himmelskönigin ihr Ehrenzeichen weiter durch das Tor getragen, so wäre die heidnische Gefangene befreit worden. Diese Erlöserkraft der Schlüsselblume ist auch in andern Sagen angedeutet. — Die beiden Lindwürmer spielten hier die gleiche Wächterrolle wie anderswo, z. B. in der bekannten Drachenhöhle des Küsnachter Tobels. — Was die zweite Sage von der Goldgier berichtet, weist auf die bis vor etwa hundert Jahren vielenorts übliche, mit allerlei Zauber verbundene und darum von der Obrigkeit wiederholt verbotene Schatzgräberei hin.)

Der Laubberggritter

Südwestlich von Bachs erhebt sich als Teil der völlig bewaldeten Egg der Laubberg, auf dem die Alten eine Burg vermutet haben. Sie erzählten sich noch, darin habe im Mittelalter ein gewalttätiger Zwingherr gehaust, der aber eines Tages während der Jagd von erzürnten Bauern überfallen, getötet und sogar enthauptet worden sei. Da er also ohne die letzte Oelung gestorben sei, gehe sein Geist immer noch um, und ein alter Wehntaler versicherte noch ums Jahr 1900, ihn gesehen zu haben. Er sagte, in einer stürmischen Nacht habe er einst über die Egg nach Hause gehen wollen. Da sei es auf dem Laubberg plötzlich taghell geworden und ein weisser Reiter ohne Kopf sei auf einem Schimmel über den Weg geritten. Diesen habe er mit dem Bannspruch «Alle guten Geister loben Gott, den Herrn» angerufen, aber die Erscheinung sei erst verschwunden, als es an der Bachser Kirche 12 Uhr geschlagen habe. Am andern Tag habe er die Stelle genau untersucht, aber keinerlei Spuren bemerkt.

(Nach persönlicher Mitteilung. Ähnlich ist die Darstellung von Lienert, Seite 94. Eine Burg auf dem Laubberg wird urkundlich nicht bezeugt. Die Meinung, dass Menschen, die ohne das Sakrament der letzten Oelung starben, nachher als ruhelose Geister umgehen müssten, entsprach zwar nicht der katholischen Lehre, war aber ehemals da und dort verbreitet. Diese Sage ist in verschiedenen Varianten auch in Deutschland und anderswo bekannt. — Dass der Laubberggritter nur dem oben genannten Wehntaler und sonst keinem andern erschienen sei, wurde damit erklärt, dieser sei eben ein Fronfastenkind gewesen. Darüber wurde weiter vorn schon etwas angetönt, und von solchen Menschen behauptete man früher allgemein, sie könnten mehr als andere, z. B. wahrsagen, mit Verstorbenen reden und Geister sehen. Das soll denn auch für diesen Gewährsmann zugetroffen haben; denn man sagte von ihm neben anderem, er habe einst in der Nähe von Dielsdorf einen auf dem Besenstiel fortreitenden Geist gesehen, im Lägersteinbruch um Mitternacht oft zwei teuflischen Ziegenböcken zugeschaut und Ende 1869, als Vorzeichen des 1870 ausbrechenden Deutsch-Französischen Krieges, am Himmel deutlich ein feuriges Schwert bemerkt. Ferner beschäftigte er sich mit Volksmedizin, und in seiner Stube hielten die «Tischlichlopfen» der Gegend ihre spiritistischen Sitzungen ab.)

Das Birchmädchen am Mettmehasersee

Dieses idyllische Seelein ist ein wahres Schmuckstück des Unterlandes und mit Recht vom Niederhasler Gemeinderat im Jahre 1946 unter Naturschutz gestellt worden. Da gedeihen noch seltenere Pflanzen, Vögel und Insekten,

und zu allen Jahreszeiten genießt man hier den ungestörten Anblick eines lieblichen Landschaftsbildes. Früher aber betrachteten viele den Haslisee mit andern Gedanken, denn er galt geradezu als unheimlich. An seinen Ufern ereigneten sich in alten Zeiten etliche Mordtaten, oder die Seerosenstengel hielten wie Nixen manchen ungeübten Schwimmer so fest, dass er jämmerlich ertrinken musste. Ferner kam es oft vor, dass verzweifelte Menschen in ihrer letzten Not hier im Wasser den Freitod suchten. Eine solche Begebenheit überliefert die folgende Sage. Darnach war in einem Bauernhaus der Umgebung ein ausserordentlich eigensinniges Kind, das von klein auf niemandem gehorchen wollte, in einem fort «täubelte» und Eltern oder Lehrer bei ihren Ermahnungen nur noch auslachte. Eines Tages wollte die Mutter das böse Mädchen zöpfeln, wobei dieses so rasend wurde wie noch nie, um sich schlug und fortrennen wollte. Da ging auch der Mutter die Geduld aus, und wütend rief sie ihm zu, es solle ihr in des Teufels Namen aus den Augen. Das Kind, so berichtet die Sage, habe sich diese Verwünschung so zu Herzen genommen, dass es sofort an den See geeilt sei und sich dort ertränkt habe. Auch im Wasser habe es aber keine Ruhe gefunden, sondern es sei zu einem Vogel verzaubert worden, der auf einer hohen Tanne im nahen Birchwäldchen gehorset und in gewissen Nächten andauernd «Oh Weh, oh Weh!» gerufen habe. Das sei gelegentlich auch Schulkindern zu Ohren gekommen, und manches habe gedacht, es wolle doch lieber gehorchen als in einen solchen Vogel verwandelt werden.

(Nach einem Artikel von alt Regierungsrat Dr. P. Corrodi im «Wehnthaler» vom 18. Mai 1948, Nr. 58, der als Quelle die in der Bibliothek des schweizerdeutschen Wörterbuches aufbewahrten Dialektnotizen des Rümlianger Pfarrers K. Marthaler aus 1869 benützt hatte.)

Vom Oberhasler Schnötenbrunnen

Diese einst südöstlich des Dorfes, aber jenseits der Bahnlinie gelegene, 1921 bei der Drainage zugedeehte Quelle in der Schnöten, einer schnöden, d. h. schlechten, sumpfigen Wiese, gab ihrer Tiefe wegen den Leuten je und je viel zu denken, und sie glaubten, sie hänge irgendwie mit dem Mettmehaslersee zusammen. Das deutet auch die folgende Sage an. In einer Ruhepause standen einst ein paar Heuer um diesen Wasseraufstoss herum, der kein eingefasster Brunnen, sondern wie anderswo nach der älteren Wortbedeutung nur eine Quelle war. Sie mutmassten wieder einmal, wieso es darin Fischlein habe und wie tief sie wohl sei. Da schleppte ein übermütiger Bursche einen «Wisbaum» herbei, d. h. eine dicke, etwa fünf Meter lange Stange, die zur Befestigung des Heufuders gebraucht wurde. Mit diesem Bindbaum wollte er die Tiefe messen. Er hielt ihn ins Wasser, wobei er ihm aber entglitt, in einen Wirbel hinabgezogen wurde und verschwand.

Und wo soll er schliesslich wieder zum Vorschein gekommen sein? Im «Näppehaslisee» unten, womit der vermutete Zusammenhang des Schnötenbrunnens samt seinen Fischen nach der Volksmeinung erklärt war.

(Gleiche Unterlage wie bei der vorherigen Sage, Flurnamendeutung von Dr. P. Dalcher vom schweizerdeutschen Wörterbuch.)

Der Weingraben in Oberweningen

Am Südhang der Egg befindet sich der sogenannte «Heinimürler», ein Rebgelände, das die Alten noch richtig als «bei den Heidenmürli gelegen» bezeichneten, weil hier oft heidnisches, d. h. in diesem Fall römisches Gemäuer entdeckt wurde. Da stand also neben anderen ein von vielen Oekonomiegebäuden umgebenes Herrenhaus, und in dieser 80 Meter langen Anlage wurden schon vor etwa hundert Jahren und seither wiederholt Grabungen durchgeführt, wobei u. a. Ueberreste von Mosaikböden, Wasserleitungen, Heiz- und Backeinrichtungen sowie allerlei Geräte und Münzen zum Vorschein kamen. Das 10. Jahrheft des Unterländer Museumsvereins enthält auf Seite 21 eine vom ehemaligen Oberweningen Lehrer M. Müller verfasste Beschreibung dieser Villa und auf Seite 22 ihren Plan. — Als nun ums Jahr 400 herum die Alemannen vom Rheine her auch ins Wehntal kamen, ging es hier ihrem wilden Charakter entsprechend sehr stürmisch zu. Wahrscheinlich überraschten sie die Herren Römer gerade bei der Weinlese. Sie schlugen die meisten «Wümmer» nieder, jagten die andern davon und machten sich dann hinter den Sauser, der hier offenbar gleich im Rebberg gepresst worden war, in grossen Tongefässen herumstand und sich vermutlich gerade im rechten Stadium der Gärung befand. Das war nun ein ganz anderer Tropfen als ihr üblicher Holzapfelmösten, und so tranken sie davon, bis sie toll und voll waren. In diesem Zustand sollen sie nach der Sage mutwillig alle Gefässe zerschlagen und den Rest des Rebensaftes einen Weg hinuntergeleert haben, dessen Bezeichnung «Weingraben» darnach entstanden sei.

(Nach persönlichen Mitteilungen und Lienhard, Blatt 16. — Diese Sage hat ihren realen Grund wahrscheinlich darin, dass hier ausserordentlich viele Scherben von Amphoren, d. h. Weingefässen gefunden wurden.)

Die Oberwiler Heidenburgen

Oestlich vom letzten Drittel der Strasse, die von Bassersdorf nach Oberwil hinaufführt, liegt ein bewaldetes Töbelchen, und in jener Gegend bemerkt man noch Überreste von zwei alten Befestigungen. Die obere heisst Heiden-

burg und wurde bisher noch nie gründlich erforscht. Etwa 400 m südlich davon befindet sich am Engelrain die sogenannte Engelburg, deren Name wohl eher mit jenem engen Durchpass als mit Engeln zusammenhängt. Sie wurde 1937 unter Mitwirkung von Dr. Vogt vom Landesmuseum und einigen Kollegen vom 1954 verstorbenen Bassersdorfer Lehrer und «handgreiflichen» Urgeschichtsforscher Hermann Tanner genau untersucht und am 28. Juni 1939 im «Wehnthaler» beschrieben. Man stellte da ein quadratisches Holz- und Erdwerk von 18 m Seitenlänge fest und datierte es ins 3. Jahrhundert, also in die Römerzeit, in der sich daselbst oder wenig entfernt die Hauptstrasse von Kloten nach Winterthur mit einer vom Rhein nach Irgenhausen führenden Querverbindung kreuzte. Darin war offenbar eine kleine Schutztruppe untergebracht. Später bezeichnete man dieses Strassenkastell irrtümlicherweise als «Schloss Birchwil», und damit hängen auch zwei Sagen zusammen. — Nach der einen sei in stürmischen Nächten ein kopfloser Reiter auf einem weissen Pferd aus diesem Wald hervorgekommen, lautlos über die nächsten Felder gehuscht und plötzlich wieder verschwunden. — Die andere befasste sich mit der sogenannten Frau Escher, die ebenfalls als weisse Spukgestalt an einem Steg gestanden und nächtliche Wanderer, denen sie anmerkte, wenn sie Böses im Schilde führten, mit drohenden Gebärden zurückgewiesen habe.

(Nach H. Meyer: Ortsnamen des Kantons Zürich, Mitt. der Ant. Ges. Zürich, Band 6, Heft 3, 1849, Seite 165. Darnach erzählten u. a. Herzog auf Seite 213, Lienert auf Seite 62 und T. Peterhans in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 28. August 1953. — Ein Schimmelreiter wurde schon weiter vorn erwähnt. Sonderbar ist der Hinweis auf das bekannte Stadtgeschlecht der Escher, dessen Vertreter in der Umgebung aber nie Herrschaftsrechte ausübten. Man wollte wohl einfach sagen, es handle sich hier um eine sehr vornehme Frau.)

Von der «Steinmüri» bei Oberwil

Derartige Flurnamen gibt es im Zürichbiet eine ganze Reihe. Sie weisen immer darauf hin, dass an solchen Stellen schon von den Alemannen römisches Gemäuer entdeckt worden war. Das gilt auch für die noch im Bezirk Bülach gelegene «Steinmüri» an der Strasse Oberwil — Brütten, welche Verbindung gemäss der örtlichen Ueberlieferung als Römerstrasse bezeichnet wurde. Das stimmt nicht genau, denn die Hauptroute ging ja bei der allerdings ziemlich nahen Engelburg und Breite vorbei. Hier handelt es sich wohl eher um die im vorherigen Abschnitt erwähnte, von Oberembrach kommende Querverbindung oder dann um einen der vielen römischen Nebenwege. — Eine Viertelstunde nördlich davon befindet sich der

Hof Stürzikon, in dem der Dichter Jakob Bosshart 1862 geboren wurde und seine Jugendzeit verlebte. Er war wie Gottfried Keller stolz auf seine ländliche Herkunft und hatte sich als Knabe jeweils gerühmt, er habe eine besonders schöne Mutter, denn diese trug am Sonntag stets die Wehntalertracht. Sie war als eine geborene Meier aus Neerach hieher gekommen und hatte ihren Sohn wesentlich beeinflusst, was die Tatsache andeutet, dass sie wegen ihrer Freude an der Poesie und eigenen Albumversen von den Nachbarn spassweise «die Dichterin» genannt wurde. Jakob Bosshart hat die idyllische Umgebung seines Geburtsortes in vielen Erzählungen verherrlicht. Eine davon trägt den Titel «Auf der Römerstrasse» und schildert, wie der Vater beim Pflügen immer wieder auf diese «Steinmüri» stiess und was die Alten an sagenhaften Berichten darüber noch wussten. Das alles regte die Phantasie des Knaben so mächtig an, dass er gemeinsam mit seinen Brüdern nächtlicherweile daran ging, die Einzelheiten zusammenzustellen und so «aus diesem Garn das erste poetische Weberstück zu schaffen». Er schrieb darüber: „So wurde unser Roman «Das Steinmüri-fräulein». Er bestand aus drei deutlichen Teilen. Im ersten wurde erzählt, wie der römische Kaiser nach der «Steinmüri» kam und dort seine Tochter als Hüterin seines unermesslichen Schatzes zurückliess, während er mit seinen Soldaten über Winterthur in den Krieg zog. — Im zweiten Teil hütete das «Steinmüri-fräulein» getreulich den Schatz und sass zur Vorsicht immer darauf. Da geschah es eines Tages, dass der ewige Jude des Weges kam. — Er trat zu dem Fräulein in die Stube und verlangte einen Schluck Wasser. Das Fräulein aber wollte nicht von seinem Schatz herabsteigen, von der Furcht beseelt, der Fremde sei ein Räuber. Es wies ihm deshalb mit barschen Worten die Türe und warf ihm noch einen bösen «Schlötterling» nach. Der ewige Jude aber verstand keinen Spass. «Ich will dir, du Heidenkind!», rief er zornig und mit erhobener Faust und tat dann einen so schweren Fluch, dass das Fräulein gleich in eine grosse Kröte verwandelt wurde und über ihr das Wachthaus mit grossem Gepolter zusammenstürzte. — Der dritte Teil führte in die Gegenwart. — Der «Eichdick», der Beherztesten einer, will das Fräulein befreien und so den Schatz gewinnen. Er trifft sie beim Neumond um Mitternacht auf der Römerstrasse an. In diesen Nächten darf sie menschliche Gestalt annehmen. Er verabredet mit ihr drei Zusammenkünfte zwischen Himmel und Erde, das heisst auf einem Apfelbaum oben im Strassacker. — Aber schon bei der ersten Zusammenkunft überkam den «Eichdick» beim Anblick der hässlichen Kröte ein entsetzliches Grauen. Er sprang vom Baum herab und lief Hals über Kopf dem Eichhof zu. Die Kröte hüpfte ihm in grossen Sätzen nach, blies ihm ihren kalten Atem in den Nacken und schlug ihm mit ihren ekligen Vorderpfoten ins Gesicht. Er hatte von da an keine gesunde Stunde mehr und starb nach Jahresfrist. Im «Steinmüriacker» aber sitzt das Fräulein bis zur heutigen Stunde auf seinem Schatz und wartet

auf den Rechten.“ — Später versuchte noch ein anderer wagemutiger Bauer, nachts diesen Schatz zu heben. Er hatte schon tüchtig gegraben, als plötzlich eine alte Frau neben ihm aufgetaucht sei und gesagt habe, er werde schon zum Ziel kommen, müsse aber vorher noch einen bestimmten Baum ausgraben, dessen Standort sie ihm angeben wolle. Aus seinem Holz solle er eine Wiege machen, und sobald darin ein Kindlein weine, werde der Bann gebrochen und der Schatz sein Eigentum. Der Bauer machte sich bald an die Arbeit, aber das Holz war so hart, dass der Baum erst nach langen Bemühungen gefällt werden konnte. Aus dem gleichen Grund eignete es sich auch gar nicht zur Herstellung einer Wiege. Trotzdem zimmerte der gute Mann immer wieder daran, aber es hiess, er sei gestorben, bevor die Wiege fertig war.

(Erste Fassung der Sage wörtlich aus «Jugend und Heimat», 4. Band der Werke Jakob Bossharts, Zürich, 1951, Seiten 310—312. Nach dem Bericht im vorgenannten Ortsnamenbuch von Meyer war es noch so, dass der Schatzgräber die «Steinmürijungfer» dreimal hätte küssen müssen, wobei sie ihm aber beim zweiten Besuch als Kröte entgegengehüpft sei und ihn so verscheucht habe. — Neuere Darstellungen beider Sagen in Herzog, Seite 214, Lienert, Seite 62 und in einem Zeitungsartikel des Winterthurer Lehrers E. Zehnder im «Wehnthaler» vom 15. Januar 1945.)

Das Otelfinger Isisgrab

Eine alte Bäuerin erzählte, im Isenbühl oberhalb des Dorfes sei das Grab einer Heidenfrau namens Isis, und früher sei es noch üblich gewesen, dass jeder Vorbeigehende ehrfürchtig einen Stein oder eine Handvoll Erde auf jene Stelle geworfen habe.

(Persönliche Mitteilung aus 1918. — Das ist eine der ältesten hiesigen Sagen. Damit wollte man offenbar den Flurnamen erklären, der allerdings auch mit Eis oder mit früheren Bohnerzfunden zusammenhangen könnte. Vielleicht aber erinnerte man sich wirklich noch an die alte, ägyptische Göttin Isis, deren Verehrung durch römische Soldaten bis hierher verbreitet worden war. Im nahen Wettingen stand z. B. schon am Ende des 1. Jahrhunderts ein solcher Isistempel, worauf noch die bekannte Inschrift an der katholischen Dorfkirche hinweist.)

Die Schlüsseljungfer am Pflasterbach

Von Regensberg aus gelangt der Wanderer auf der ins Wehntal hinabführenden Strasse nach einer Viertelstunde in die einsame Gegend des sogenannten Pflasterbaches. Dieser kommt sprudelnd vom Wald herab und

erhielt den sonderbaren Namen daher, weil sein Bett wie verpflastert aussieht, was vom ausserordentlich kalkhaltigen Wasser verursacht wird. Dieses galt einst als wundertätig, was vielleicht ein Grund ist, weshalb hier ums Jahr 1501 eine Wallfahrtskapelle erbaut wurde. Infolge der Reformation geriet diese aber bald so sehr in Zerfall, dass man heute von ihr fast keine Ueberreste mehr bemerkt. Im östlich davon gelegenen Wäldchen vermuteten die Alten noch die Ruinen einer Burg der Ritter von Sünikon, die vom Volk wie anderswo als Schloss bezeichnet wurde. In diesem Gemäuer soll nun nach der Sage die sogenannte Schlüsseljungfer viele Schätze gehütet haben. Nachts sei sie aber zur Geisterstunde hie und da in weissem Gewand und mit langen, goldblonden Haaren samt ihrem Schlüsselbund zum nahen Städtchen Regensberg hinauf und wieder zurück gewandelt. Da habe, so wurde berichtet, ihr einmal ein armer Mann abgepasst, um von ihr die Schlüssel zu erbitten, die er erhalten habe mit der Bedingung, er dürfe einige Kostbarkeiten holen, aber niemandem etwas davon verraten. Dieses Stillschweigen sei von ihm aber nicht lange befolgt worden, weshalb er seine Schätze verloren habe und wieder arm und sogar geisteskrank geworden sei, während die holde Fee ihr Schloss zerstört und diese Gegend verlassen habe.

(Nach Lienhard, Blatt 12 und Stauber, Seite 65. — Welche Wirkung die Alten diesem Wasser zuschrieben, geht u. a. daraus hervor, dass es noch vor etwa 80 Jahren zu Heilzwecken geholt und getrunken wurde, sogar gegen das Zahnweh! — Ueber die Kapelle schrieb der Verfasser ausführlicher in seiner «Geschichte des Städtchens Regensberg», II. Auflage von 1951, Seiten 51—54 und 61—62. — Nach Herzog, Seiten 13—22, kannte man auch in Tegerfelden eine derartige Schlüsseljungfer. Dort gab sie Anlass zu einer ganzen Reihe von Sagen. Die Bestrafung undankbarer Schatzgräber durch Verwirrung ihrer Sinne und das sofortige Verschwinden betrogener oder gehänselter Geister sind weitverbreitete Erscheinungen.)

Der schwarze Pudel

Die Volksmeinung, dass gewisse Tiere nahende Gewitter anzeigen, ist sehr alt. Bei den Griechen waren es die Delphinfische, andernorts sagenhafte Meerweibchen und bei uns hauptsächlich Hunde. Als ein solches Sturmtier wurde auch der schwarze Pudel betrachtet, von dem ältere Wehntaler behaupteten, sie hätten ihn noch gesehen, wie er jeweils während der Dämmerung und oft bis in die Nacht hinein in der Ebene unterhalb des Pflasterbaches heulend im Kreis herum gerannt sei. Es könnte aber auch sein, dass hier eine Erinnerung an den Pudel der Faustsage mitwirkte, denn diese war bei uns schon lange vor ihrer dichterischen Gestaltung durch Goethe

bekannt, und es kam vor, dass ein besonders abergläubischer Mann von seinen Dorfgenossen geradezu «Doktor Faust» genannt wurde. — In der Nähe wollte man übrigens oft auch ein schwarzes Schaf gesehen haben und dieses mit dem Ortsnamen Schöfflisdorf in Zusammenhang bringen, der heute aber anders erklärt wird. — Die Vorstellung von brennenden Männern war hier ebenfalls verbreitet. Die Ursachen solcher Erscheinungen waren offenbar die an der Lägern beim Wechsel der Gesteinsschichten gelegentlich bemerkten Irrlichter oder blauen Flammen, die anderswo von den Geologen als Gasaustritte bezeichnet werden.

(Nach persönlichen Mitteilungen und Lienhard, Blätter 16 und 17.)

Eine Pestsage aus Rafz

Auch diese Gemeinde wurde früher von mehreren Pestzügen heimgesucht. Einmal starb fast die ganze Bevölkerung aus. An den vielen Beerdigungen fiel es schliesslich auf, dass dabei stets eine alte Frau mitging, die einen grossen Schlüssel in der Hand hielt, und überall habe es geheissen, solange sie diesen hinter einer Leiche hertrage, verschwinde die Seuche nicht. Endlich sei auch sie gestorben, und dann habe sich die Pest in Rafz wirklich nicht mehr weiter verbreitet. Aber noch lange darnach drohte man unfolgsamen Kindern mit den Worten: «Seid artig, oder die Schlüsselfrau kommt!»

(Nach Stauber, Seite 66.)

«Ellgriesli»

In Regensberg hörte man vor etwa 40 Jahren dieses sonderbare Wort noch oft. Wenn am Berchtoldstag oder sonst bei einer gemütlichen «Stubete» die jungen Burschen und «Burgermätli» beieinander sassen und draussen Stein und Bein gefroren waren, kam es vor, dass sie rätig wurden, man wolle noch «go Ellgriesli fange». Was waren das für Wesen? Bei dieser Worterklärung hat man an allerlei gedacht, z. B. an eine Abschleifung von Elfe zu Ell und an den körnigen, oft wie Griess aussehenden Schnee. Ferner wurde vermutet, es habe sich um besonders griesgrämige, böartige Elfen gehandelt. Der im II. Band des schweizerdeutschen Wörterbuches auf Spalte 802 erwähnte Bericht eines Gewährsmannes aus 1852, es habe an der Glatt noch viele Gräben voll «Ellgriesli», führte zur Annahme, dieser Ausdruck könnte eine andere Bezeichnung der kleinen Fischart der Elritzen gewesen sein, was aber mit dem nachher geschilderten Brauch nicht recht übereinstimmt. Auch der sogenannte «Elbst», ein mit Moos bewachsenes Fabeltier des Urnerlandes, kam für die Deutung des Wortes nicht in Betracht. Am besten

passt dagegen, wenigstens in bezug auf die erste Silbe, der Name einer Gestalt der germanischen Götterwelt. Unsere alemannischen Vorfahren verehrten bekanntlich nicht nur ein paar grosse Gottheiten, sondern auch viele kleinere gute oder böse Geister, wie z. B. Zwerge und Riesen, Feen und Elfen. Die letzteren waren in wohltätige und bösartige eingeteilt, und zur zweiten Gruppe gehörten nun auch die sogenannten Ellerchen. Das waren kleine, männliche oder weibliche Wesen, die darnach trachteten, den Menschen so viel als möglich zu schaden. Sie konnten sich auch in Tiere verwandeln und kamen in gewissen Nächten mit wildem Geschrei zusammen. (Nach G. Buschan: Altgermanische Ueberlieferungen, München, 1936, Seite 120.) Diese Ellerchen gaben Anlass zu vielen Sagen, die bei uns schon längst vergessen sind. Geblieben aber ist noch eine Zeitlang der Brauch, solche Fabelwesen zu vertreiben oder zu fangen. Das geschah in Regensburg auf folgende Weise: Man übergab einem Burschen, der das neckische Spiel noch nicht kannte, einen Sack und den Befehl, sich nachts auf der nahen und sehr «zügigen» Anhöhe beim «Hünggler» aufzustellen. Die anderen taten nun mit viel Geschrei und gegenseitigem Schabernack dergleichen, als wollten sie ihm die «Ellgriesli» zutreiben, versteckten sich aber bald und liessen den dummen Burschen noch eine Zeitlang am Durchzug stehen. Es handelte sich also wie beim Kauf von «Ibidummzältli» oder Rebstickelsamen um eine Art Aprilscherz, der nach einer Mitteilung von Dr. H. Wanner, Redaktor am schweizerdeutschen Wörterbuch, einst fast in der ganzen Schweiz sowie in Belgien, Frankreich, im Elsass und in Süddeutschland verbreitet war. — Damit im Zusammenhang steht vielleicht auch der bekannte Anzählvers «Ellerli, Sellerli, Sigerli sa, ribedi rabedi knoll!» — Ueber welsche Einzelheiten dieses Brauches (la chasse au daru) orientiert ein Aufsatz von J. Tagini in Genf im Korrespondenzblatt «Folklore suisse», Basel, 1956, Seiten 7—13.

Der letzte Ritter von Rheinsberg

Westlich vom Rheinknie bei der Einmündung der Töss erhebt sich der bewaldete Rheinsberg. Darauf befanden sich vermutlich ein helvetisches Refugium, ein römischer Wachturm und eine mittelalterliche Burg. Diese war nach der Sage einst bewohnt vom Ritter Arnold, dem Letzten seines Geschlechtes. Eines Abends wollte er mit seinen Töchtern noch etwas ausreiten, wobei er durch einen Hohlweg kam, in dem ihm eine verhärmte Frau mit einem Kind auf den Armen abpasste. Ritter Arnold hatte ihren Mann wegen eines kleinen Jagdfrevels einsperren lassen, und die Frau bat ihn nun unter Tränen um dessen Befreiung. Da sei, so wurde berichtet, der Tyrann so rasend geworden, dass er seine Bluthunde auf das Weib gehetzt habe, das samt dem Kindlein von ihnen zerrissen worden sei. Dann habe

der herzlose Wüterich über die Leichen sprengen wollen, sei aber plötzlich von seinem Schimmel gestürzt und tot liegen geblieben. Noch lange nachher gab es in der Gegend Leute, die den berittenen Geist dieses letzten Rheinsbergers wollten gesehen haben.

(Nach einem Gedicht von Pfarrer A. Wild im II. Band seines 1884 herausgegebenen Taschenbuches für Eglisau, Seite 57, Binder, Seite 127 und einem Artikel von E. Zehnder im «Wehnthaler» vom 15. Januar 1945.)

Die Schatzgräber auf dem Rheinsberg

Das nächtliche Graben nach Gold und Silber wurde schon früh auch auf dem Rheinsberg betrieben. Um es einzuschränken, liess der Rat von Bülach bereits im 17. Jahrhundert ein Loch, worin grosse Schätze vermutet wurden, «die dem Teufel gehörten», zumauern. Trotzdem kam es immer wieder vor, dass neugierige Burschen und Männer da hinaufstiegen und unter Anrufung der drei höchsten Namen um Mitternacht die Schätze heben wollten. So waren hier einst auch zwei solche «Altertumsforscher» an der Arbeit, als sich plötzlich ein furchtbares Donnerwetter über ihnen entlud und ein riesengrosser Mann sie mit feurigen Augen angestarrt habe. Da seien sie entsetzt bergab gerannt und erst wieder zur Ruhe gekommen, als ein Glockenschlag die erste Morgenstunde verkündet habe.

(Nach Binder, Seite 127 und Th. Schaad: Heimatkunde des Kantons Zürich, I. Teil, 1945, Seite 54.)

Das goldene Kegelries

Dass sogar so etwas unter den alten Gemäuern des Rheinsberges vermutet wurde, zeigt deutlich an, was für Blüten die Volksphantasie gelegentlich trieb. Diesem Hauptstück aller Schätze forschten einst etliche Bülacher energisch nach, und als sie es trotzdem nie entdeckten, benützten sie es zu einer Ausrede für ihre nächtliche Abwesenheit, die ihren Frauen mit der Zeit doch etwas verdächtig vorkam. Sie seien, so wurde erzählt, ihnen schliesslich nachgeschlichen und hätten sie gar nicht auf dem Rheinsberg, sondern in einer Wirtschaft an der Kreuzstrasse gefunden und zwar bei einem fröhlichen Jass, und in einer Ecke hätten die ganz sauberen Schaufeln gestanden. Zur Strafe mussten die lustigen Kumpane am nächsten Sonntag vor der Predigt mit der «Teufelskappe» bekleidet an der Kirchentüre stehen.

(Nach G. Peterhans: Vom Rheinfall zum Schnebelhorn, I. Band, Winterthur, 1920, Seite 82.)

Die Schatzhüterin bei Rheinsfelden

Bei der Einmündung der Glatt in den Rhein standen früher etliche Bauernhäuser des alten Hofes Rheinsfelden, die vom zeitweise hier wohnenden Maler Ernst Georg Rüegg wiederholt dargestellt, in den Jahren 1916—19 aber wegen der Kraftwerkbauten abgebrochen wurden. Auf der nahen Kuppe befand sich einst die Burg des hiesigen Adelsgeschlechtes derer von Rheinsfelden, von dem die Kunde ging, der letzte, kinderlose Vertreter habe seine Schätze am Rheinufer vergraben, wo sie von einer Schlossmagd bewacht, aber jeweils am ersten schönen Maientag für kurze Zeit wieder hervorgenommen und gewissermassen «gesonnt» würden. Darüber schrieb der Eglisauer Pfarrer und Chronist Albert Wild das folgende Gedicht:

«Am stillen Uferraine
da sitzt ein Mägdlein hold,
schaut sinnend nach dem Rheine.
Es funkeln Demantsteine
an seinem Schmuck von Gold.

Und rings zu seinen Füßen,
da schimmert güldne Zier. —
Wächst hier aus Feld und Wiesen,
aus alten Burgverliesen
so reiche Pracht herfür?

So geht die alte Kunde:
Des Schlosses Maid bewacht
den Schatz im tiefen Grunde.
Was hat sie denn zur Stunde
vom Banne frei gemacht?

Was lockt sie an die Sonnen?
Durch welchen Zauberschlag
ist sie der Gruft entronnen?
Das sind des Lenzes Wonnen
am ersten Maientag.»

(Nach dem Taschenbuch für Eglisau, II. Band, Zürich, 1884, Seite 103. — Neudruck im 10. Bülacher Neujahrsblatt von 1939, Seite 64.)

Die Russenlinde

Beim «Lindenhof» im Rotenbrunnen östlich von Stadel steht eine alte Linde, die nach der Sage einst auf das Grab eines russischen Offiziers oder gar Generals gepflanzt worden sei. Es könnte sich dabei um einen höheren Anführer handeln, der mit seinen Truppen im September 1799 vor der zweiten Schlacht bei Zürich in dieser Gegend ein Lager bezogen hatte. Im Stadler Kirchenbuch wurde zwar kein entsprechender Eintrag gefunden, doch kann die Bestattung des fremden Toten im Wirrwarr jener Tage auch ohne eine solche Notiz stattgefunden haben. Grabungen nach menschlichen Ueberresten oder Waffen wurden bis jetzt nie durchgeführt. Item, diese Linde muss doch eine gewisse Bedeutung gehabt haben, denn sie wurde gemäss einem alten Kaufbrief schon 1826 von der Zürcher Regierung als schutzwürdig erklärt. Im Frühling 1946 litt sie stark unter Sturmschäden, aber sie steht immer noch da und erinnert geschichtskundige Wanderer an jene misslichen Zeiten, da bei uns Franzosen, Oesterreicher und Russen das uneinige Schweizervolk ausplündern konnten.

(Nach persönlichen Mitteilungen.)

Der Rötelsstein

Dieser geschützte Findling liegt in einem Wäldchen etwa 200 m nördlich des zu Oberembrach gehörenden Hofes Rotenfluh, der von ihm den Namen bekommen hat. Der Block besteht aus Sernifit, d. h. aus rotem Ackerstein, umfasst ca. 70 m³ und ist seit 1869 im Besitz der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft, worauf eine dort angebrachte Tafel hinweist. Das ist nun auch so ein «Elfistäi», der sich nach der alten Sage umgedreht habe, wenn in Embrach um 11 Uhr geläutet worden sei. Hier wie andernorts glaubte man ehemals, der Teufel sei über die das Christentum annehmenden Hofleute so zornig geworden, dass er diesen Block nach ihrer Siedung geworfen, sie aber nicht recht getroffen habe. Immerhin sei der Stein so stark mit seiner Wut erfüllt worden, dass er sich beim Ertönen des christlichen Glockenzeichens noch lange Zeit missmutig bewegt habe.

(Nach persönlichen Mitteilungen. Ein solcher Stein lag früher auch oberhalb des Dorfes Otelfingen.)

Verschwundene Städte

Ja, daran glaubten die Alten mit aller Beharrlichkeit, die immer wieder verstärkt wurde, wenn bei Haus- oder Strassenbauten im Boden grosse Mengen römischer Mauerreste zum Vorschein kamen, wie z. B. im weiter

vorn erwähnten Kloten. Auch im benachbarten Rümlang stiess man oft auf solche Funde. Von dort aus schrieb schon 1841 Pfarrer Birch der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, ein Bauer habe viel altes Gemäuer entdeckt sowie viereckige Plättchen mit «jüdischen» Schriftzeichen, und das alles stamme wohl aus jener Zeit, da Rümlang nach der Sage noch eine Stadt gewesen und dann abgebrannt sei. — Eine ähnliche Siedlung vermutete man ferner im sogenannten «Römerhölzli» bei Seeb in der Gemeinde Winkel. Als dort einst ein Bauer Schätze graben wollte, sei ihm nach alten Berichten die Haue wie von Zauberkraften nach unten gezogen worden, worauf er entsetzt den Platz verlassen habe. Diese Stelle wurde in den Jahren 1852—67 vom Unterländer Volksdichter Konrad Meyer genauer untersucht, wobei sich ein reichhaltiges Fundmaterial ergab, das aber noch nicht zur Annahme berechtigt, es habe hier eine ganze Stadt gestanden.

(Nach Notizen im Landesmuseum und aus der 1910 erschienenen Dissertation von Dora Rudolf betreffend Konrad Meyer, Seite 109.)

Engel und Dorfkapelle

Mitten in Schöfflisdorf steht die heimelige Kirche mit ihrem typischen «Käsbisseiturm». Sie stammt aus dem Jahre 1706 und erhebt sich an der Stelle einer früheren Kapelle, die schon um 1370 erwähnt wurde und zwar als Filiale des Gotteshauses in Niederweningen. Wie es bei deren Bau zugeing, erfährt man aus einer alten Sage. Darnach seien wegen des Standortes arge Zwistigkeiten ausgebrochen. Die Schöfflisdorfer wollten die Kapelle bei sich haben, die Oberwenger aber auch, und um den Nachbarn zuvorzukommen, fingen die letzteren rasch entschlossen eines schönen Tages zu bauen an. Aber da seien in der Nacht einige Engel erschienen und hätten Steine und Holz heimlich nach Schöfflisdorf hinauf getragen, und diesem deutlichen Zeichen des göttlichen Willens hätten sich dann die Oberwenger gefügt.

(Nach Lienhard, Blatt 15. — Dieser Verfasser schildert die Sage zwar im Zusammenhang mit dem Neubau von 1706, gibt aber selber zu, sie passe in Anlehnung an ähnliche Berichte besser zum mittelalterlichen Kapellenbau. Auch aus den im Staatsarchiv aufbewahrten Schöfflisdorfer Pfrundakten ist ersichtlich, dass wegen des Standortes dieses Gotteshauses wiederholt Streitigkeiten entstanden, so z. B. anlässlich einer Erneuerung von 1650, wobei die Oberwenger bemerkten, die Kirche würde bei ihnen an einem höher gelegenen Platz erbaut und wäre dann viel besser sichtbar. Dagegen äusserten sich die Schöfflisdorfer, die Bevorzugung der Nachbar-

gemeinde wäre für sie «eine grosse Schmach», und es sei bei solchen Fragen «nit so vil an dem Schyn gelegen». Die gleichen «Difficultäten» zeigten sich wieder Anno 1706 und mussten schliesslich sogar durch den Zürcher Bürgermeister geschlichtet werden.)

Der Kernensee

Dieser befindet sich beim «Burenholz» nördlich der Strasse von Stadel nach Hochfelden, ist aber schon stark verlandet. Früher glaubte man, nach seinem Wasserstand des Frühlings den Ertrag der Getreideernte voraussagen zu können. Schon ganz alte Völker hatten nach dem Wasser allerlei prophezeit, und später dienten dazu besonders die vielen, fast in ganz Europa verbreiteten Wunder-, Mai- oder Hungerbrunnen, wobei mit einem Brunnen stets eine Quelle gemeint war. Dazu kamen dann noch etliche Bäche, Weiher oder Seelein, wie z. B. der Wangener Hungerbach, der Haarsee bei Henggart und eben der obgenannte Kernensee. Wenn in diesem schon zur Frühlingszeit das Grundwasser auffallend stieg, schloss man, es gebe einen nassen Jahrgang und deshalb wenig und schlechtes Getreide. Darum soll es nach der Sage auch hier vorgekommen sein, dass Kornhändler oder ihre Spione aus dem Klettgau und Schwabenland nach dem Winter hieher kamen, um sich bei diesem «Naturbarometer» Rat zu holen. Zeigte er grosse Nässe an, so behielten sie ihre Vorräte zurück, um sie bei uns erst nach der erfolgten Preissteigerung abzusetzen. Diese Meinung ergab sich wohl aus einer sehr langen, oft erwiesenen Erfahrung, und gewisse Zusammenhänge werden von einzelnen Fachleuten nicht ohne weiteres bestritten.

(Nach persönlichen Mitteilungen aus der Gegend und Angaben des Grundwasserforschers Dr. J. Hug in Zürich.)

Vom Totenweg

So heisst ein Strässchen zwischen Steinmaur und Schöfflisdorf. Warum wohl? Ja, darüber wurden schon viele Vermutungen geäussert. Die einen sagten, hier seien in der Frühzeit die Toten westwärts zum gemeinsamen Friedhof in Niederweningen getragen worden. Andere dachten eher an die umgekehrte Route, d. h. an einen Transport nach Steinmaur. Eine weitere Deutung ergab sich aus der Tatsache, dass man auf diesem Wege die zum Tod verurteilten Verbrecher der Landvogtei Regensberg zur Richtstätte an der Egg führte, wo sich heute noch der «Galgenacker» befindet. Die beste Erklärung hängt wohl mit einer Sage zusammen, nach der hier

einst ganze Wagen voll Toter von Steinmaur aus nach einem nahen Massengrab transportiert worden seien. Dabei sei es vorgekommen, dass einzelne Leichen in der Dämmerung unbemerkt vom Wagen gefallen und erst nachträglich wieder aufgelesen worden seien. Offenbar hat man hier noch Erinnerungen an den «grossen Sterbet» des Jahres 1611 vor sich. Damals raffte die Pest im ganzen Zürichbiet über 50 000 Menschen dahin und wütete auch im Unterland grauenhaft, so dass etliche Dörfer fast die Hälfte ihrer Bewohner verloren.

(Nach persönlichen Mitteilungen.)

Von der Wagenburg

Zu den währschaften Bauernhöfen, die das Plateau von Brütten zu einem beliebten Wanderziel gemacht haben, gehört auch derjenige von Unter-Wagenburg in der Gemeinde Oberembrach. Seinen Ortsnamen wollte eine alte Sage erklären und zwar so: In der Gegend von Winterthur habe einst eine grosse Schlacht zwischen Römern und Alemannen stattgefunden, in der die letzteren gesiegt hätten. Die Römer seien nach Süden und Westen geflohen und hätten schliesslich beim obgenannten Hof mit ihren Transportmitteln noch eine Wagenburg erstellt, diese aber nicht halten können. Nachher sei der Ort von einem alemannischen Priester bewohnt und eben Wagenburg genannt worden. Ihre Spuren wollte man noch lange gesehen haben.

(Nach M. Thomann: Aus Geschichte und Sage des unteren Tösstals, Zürich, 1927, Seiten 60—63. — Die erwähnte Schlacht hängt wahrscheinlich mit der alemannischen Eroberung des Römerkastells Oberwinterthur zusammen. Bei den vermeintlichen Ueberresten einer Befestigung handelt es sich wohl eher um die heute noch sichtbaren Ruinen des mittelalterlichen Adelssitzes hiesiger Ritter. Der Ortsname «Waaberg», wie man in der Gegend sagt, wird jetzt anders gedeutet und z. B. von Prof. Dr. B. Boesch abgeleitet aus einem früheren Wort «Waag», d. h. Gewässer, womit ein alter Weiher oder die Bäche zu Füssen dieser Anhöhe gemeint waren.)

Adelbert von Waldhausen

Im Bachsertal liegt gegenüber dem weiter vorn erwähnten «Erdmännli-
loch» der Hof Waldhausen. Etwas südlich davon erhob sich im Mittelalter eine Burg, deren Ruine heute von der Kantonsgrenze durchschnitten wird und die nicht zu verwechseln ist mit dem nahen Sitz der Ritter «von Tal». Nach einer vom Schreibenden schon im Sommer 1913 angefertigten Plan-

skizze stand hier ein quadratischer Turm von 20 m Seitenlänge. Darin wohnten die Edelleute von Waldhausen, die Anno 1113 das Klösterchen Wislikofen stifteten und auch sonst in den Urkunden vorkommen. Einer dieser Ritter, das Volk nannte ihn sogar Adelbert oder Albert den Grossen, muss nach alten Ueberlieferungen ein arger Zwingherr gewesen sein. Was der Lehrer Johannes Huber in 'Tal-Bachs vor etwa hundert Jahren darüber erfahren hatte, fasste er in ein Gedicht, aus dem die wichtigsten Strophen mit den nicht überall ausgefeilten, aber volkstümlichen Versen hier folgen.

«Geht je ein Wanderer alsgemach
am Strudelhof vorüber
durchs Tal hinab nach Fisibach,
und blickt dann links hinüber,
so sieht er ob den steilen Höhn
vier Bauernhäuser gross und schön.

Dort an des Berges jähem Rand
wohnt' einst auf festem Schlosse
ein freier Ritter, nur genannt
Herr Adelbert der Grosse.
Das war ein sonderbarer Held,
von dem die Sage viel erzählt.

Einst stolpert er so ganz allein
hinauf die jähe Halde,
und trug ein schönes wildes Schwein,
das er erlegt im Walde.
Da tritt ein Weib zu ihm heran
und fängt mit ihm zu sprechen an.

«Ha», sprach sie, «kehret dieser Mann
doch einmal heim vom Jagen?
Ich suche euch im wilden Tann
recht eifrig seit zwei Tagen,
und für ein altes, schwaches Weib
ist dies ein schlechter Zeitvertreib.

Mein Enkel hab' in eurem Wald
ein Häslein weggeschossen?
Da ward er von euch alsobald
ins finstre Loch geschlossen.
Herr Ritter, lasst ihn wieder frei,
dass er mir Trost und Hilfe sei!»

«Ha, ist der Schurke euer Sohn,
der sich erfrecht, zu jagen
in meinem Wald? Den rechten Lohn
hat er davongetragen.
Der bleibt im Loch noch gute Weil,
ihn loszulassen hats nicht Eil.»

Jetzt tritt das Weiblein vor ihn hin
und spricht mit fester Sprache:
«Wenn ich auch nur ein Weibchen bin,
bin stark ich doch zur Rache.
Drum, grosser Ritter, geht nach Haus
und lasst den Enkel mir heraus!»

Ein halbes Jahr war kaum entflohn,
die Alte war gestorben,
im Loche dort der Tochtersonn
vor Elend fast verdorben.
Da endlich fiels dem Ritter ein,
den armen Jungen zu befrei'n.

Der eilte in die Welt hinaus
und hielt sich neu geboren.
Doch sieh! Die Rache blieb nicht aus,
die einst das Weib geschworen.
Im schönen Waldhaus kehrt sie ein,
der grosse Albert wurde klein.

Drei Kinder, die sein Weib gebar,
die blieben winz'ge Zwerge.
Sie wohnten nachher manches Jahr
dort drüben an dem Berge.
Ja, jetzt heisst ihre Wohnung noch
gewöhnlich nur Erdmännliloch.»

(Die ganze Reimgeschichte von 19 Strophen erschien erstmals 1860 in der Zeitschrift «Feierabend», dann 1922 in den Blättern «Fürs Heim», 1925 in A. Bopps «Zürcherchronik» und am 12. November 1955 in einem Zeitungsartikel von Bundesrichter Dr. P. Corrodi im «Zürichbieter», Nr. 266.)

Schatzgräber bei Waldhausen

Die hiesigen Burgherren waren so verhasst, dass die benachbarten Bauern beschlossen, deren Sitz zu zerstören. Da ihre Mittel zu einer erfolgreichen Belagerung nicht ausreichten, gingen sie daran, die Burg in etlichen Nächten

heimlich mit Stollen zu unterwühlen, worauf sie wirklich einstürzte und ihre Bewohner samt vielen Schätzen im Schutt begrub. Später wollte man die letzteren natürlich wieder hervorsuchen. Zu diesem Zwecke kamen ein paar beherzte Männer an einem Karfreitag hieher. Da seien ihnen, wie die Alten erzählten, einige Burggeister erschienen und hätten gesagt, sie sollten in der folgenden Nacht weissgekleidet zur Arbeit antreten und zuerst den noch vorhandenen Markstein in der Mitte der Ruine ausgraben, denn darunter befinde sich der Schlüssel zur Eisentüre, hinter welcher zwei schwere Schatzkisten verborgen seien. Die eine davon dürften sie behalten, den Inhalt der andern aber müssten sie für kirchliche und wohltätige Zwecke verwenden. Zudem sei den Männern anbedingt worden, sie sollten bei der Arbeit kein Wort reden, die Sache nicht ausplaudern und fertig sein, bevor man in Kaiserstuhl am Morgen Betzeit läute. Die Schatzgräber hätten nun emsig gepickelt und geschaufelt und die erste Truhe schon fast in ein nahes Haus getragen, als unvermutet das frühe Glockenzeichen ertönt habe, und jener Teil der Kiste, der noch nicht ganz unter der Dachtraufe gestanden habe, sei plötzlich verschwunden. Der Rest sei aber noch so wertvoll gewesen, dass die paar Männer dadurch zu einem grossen Vermögen gekommen seien, und zudem hätten sie durch ihre Bemühungen fast alle jene Burggeister erlöst.

(Nach Bolleter, Seite 232 und einer Nacherzählung von E. Zehnder in der «Zürcher Chronik» 2, 1956, Seite 36.)

Von der «Gspaltenfluh»

Diese über 20 m hohen und zerspaltenen Deckenschotterfelsen befinden sich westlich vom zur Gemeinde Oberweningen gehörenden Hof Wattwil, und es ist begreiflich, dass sich an jene unheimliche Gegend auch eine Sage knüpft. Darnach habe ein bei Schneisingen wohnender Kohlenbrenner mit dem Zunamen «Zingg» einen Knaben gehabt, dem von seinem Götti ein silberner Löffel geschenkt worden sei. Diesen habe er aber seinem habgierigen und bösen Vater nie abgeben wollen, sondern immer bei sich getragen. Da seien sie eines Tages bei Waldarbeiten miteinander bis oben an die «Gspaltenfluh» gekommen, und hier habe der jähzornige Vater den widerspenstigen Sohn plötzlich von einem hohen Felsen hinabgestossen. Bald nachher sei er aber an Körper und Geist erkrankt und innert ein paar Wochen gestorben. Die Leiche des Knaben sei samt dem silbernen Löffel erst später gefunden worden und zwar dort, wo ein Bächlein entspringt, das deshalb den Namen «Silberbrünneli» erhalten habe.

(Nach Lienhard, Blatt 21.)